

Die Sprache der Denker

Wolfgang Klein

Wer wird denn umständlich in einer Zeile ausdrücken, was man bequem in hundert Seiten sagen kann?
Karl Kraus, *Die Fackel* (303/304)

Lieber die Linguistik

In meiner Studentenzeit habe ich viele Enttäuschungen erlebt. Zwei davon, nicht die schmerzlichsten, aber vielleicht doch die folgenreichsten, betreffen die Fächer, die ich mir für die akademische Bildung ausgesucht hatte, Germanistik, Romanistik und Philosophie. Nur wenige, die eine Philologie studieren, möchten Philologen werden – sie tun es, weil sie nicht wissen, was sie sonst studieren sollen, oder weil sie die Literatur lieben. Nun ist es mit der Liebe zur Literatur und dem Studium der Literaturwissenschaft wie mit dem Verliebtsein und dem Ehestand. Ich will das gar nicht weiter erklären, sondern an einer meiner damaligen Leseerfahrungen illustrieren, einer Interpretation von Goethes ›Ganymed‹. Da heißt es (da ich hier niemanden im Besonderen kritisieren will, nenne ich den Verfasser, einen seinerzeit angesehenen Germanisten, nicht):

»Damit erst haben wir interpretierend das innere Gleichgewicht der Hymne gespürt, in dem die strenge Hoheit des Ewigen und der süße Schmelz des seelen- und sinnenhaft Menschlichen wunderbar und geheimnisvoll ausgewogen sind. Der Kreis schließt sich, indem wir erkennen, wie es hier möglich wurde, den ›erfüllten Augenblick‹ in die mythische Welt selbst hineinzutragen, ohne sie damit aufzuheben, oder, schärfer gefaßt, dem Augenblick den mythischen Ewigkeitsumriss einzuprägen, so daß er den zeitrückten Grund des

menschlichen Daseins überhaupt zu spiegeln vermag: Das Titanische sowohl wie die offenste Hingabe enthüllen sich darin als nur zwei Seiten desselben Grundverhalts, nämlich der wesenhaften Gebundenheit des Menschen an seine Abstammung vom Allliebenden, oder, wenn wir hier das Gleichnis vom sonnenhaften Auge noch einmal anführen dürfen, seiner Sonnenhaftigkeit:

Läg' nicht in uns des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?«

Es war dies eine Sprache, die ich damals nicht verstanden habe und auch heute nicht verstehe, obwohl ich doch glaube, Deutsch zu können. Sie vermittelt uns ein Ahnen von Gedanken und Empfindungen, aber das sollte allenfalls die Aufgabe des Gedichtes selbst sein (doch schreibt Rilke: »Er war ein Dichter und haßte das Ungefähre«), nicht die der Wissenschaft, die sich nach den Regeln der Wissenschaft damit befasst. Deren Aussagen sollten klar sein, so klar zumindest, dass man zumindest im Prinzip sagen kann, ob sie wahr oder falsch sind, auch wenn das in der Praxis vielleicht schwierig sein mag. Wie aber soll man entscheiden können, ob das Titanische eine Seite der wesenhaften Gebundenheit des Menschen an seine Abstammung vom Allliebenden ist, oder ob der Augenblick nur dann den zeitentrückten Grund des menschlichen Dasein spiegelt, wenn ihm zuvor der mythische Ewigkeitsumriss eingeprägt wurde? So habe ich mich denn damals entschlossen, weiter die Literatur zu lieben und mich im Studium der Philologien auf deren sprachwissenschaftliche Seite zu verlegen.

obwohl sie nicht so einfach ist

Die Aufgaben eines Sprachwissenschaftlers sind vielfältig und auch sehr unterschiedlich, je nachdem, was man eigentlich mit »Sprache« meint. Man kann darunter das dem Menschen

und nur dem Menschen angeborene »Sprachvermögen« verstehen – die in unserer genetischen Ausstattung angelegte Fähigkeit, gemeinsam mit anderen Menschen überaus komplexe Ausdruckssysteme zu entwickeln, diese, wenn schon vorhanden, als Kind oder Erwachsener von andern zu lernen und sie endlich zu Zwecken der Verständigung mit andern – oder auch zu sonstigen Zwecken, zum Beispiel um Wissen in schriftlicher Form zu speichern – zu nutzen. Zum Zweiten kann sich das Wort »Sprache« auf ein solches Ausdruckssystem selbst beziehen. In diesem Sinn ist »das Deutsche« eine Sprache, ebenso wie das Phrygische und das Lateinische, das Mohawk und das Chinesische, das Guughu Yimidhrr und das Eipo. Drittens versteht man unter »Sprache« oft auch den Gebrauch, den man von einer solchen Sprache macht und der sich in gesprochenen oder geschriebenen Texten niederschlägt. So sind Klagen über den »Verfall der deutschen Sprache« gewöhnlich keine Urteile über die deutsche Sprache, sondern über den verwerflichen Gebrauch, den manche davon machen.

All dies kann man wissenschaftlich untersuchen, und es wird auch wissenschaftlich untersucht. Aber in der gut zweitausendjährigen Geschichte des Faches hat es immer zwei Aufgaben gegeben, die seinen Kern bilden und eigentlich erst die Voraussetzungen für weitere Untersuchungen schaffen: Man muss die Eigenschaften der elementaren Ausdrücke einer Sprache (die »Wörter«) beschreiben, und man muss die Regeln angeben, nach denen man aus diesen elementaren Einheiten komplexe Ausdrücke (Satzteile, Sätze, Texte) bilden kann. Anders gesagt, man braucht »Wörterbücher«, und man braucht »Grammatiken«, und zwar möglichst gute, umfassende, empirisch abgesicherte, nicht solche, die man sich an seinem Fenster erträumt. Das sind offenkundige und von keinem in Frage gestellte Aufgaben. Sie sind aber nicht einfach zu lösen. Von den derzeit schätzungsweise noch 7000 Sprachen der Welt sind allenfalls 5% nach Lexik und Grammatik gut beschrieben; von den übrigen 95% hat man nur sehr unzulängliche Darstellungen. Das Deutsche zählt zu den zehn



bestuntersuchten Sprachen der Welt; aber selbst da gibt es noch manche Unzulänglichkeit. Letzteres hat viele Gründe, von denen ich hier zwei nennen will. Zum einen gibt es in Wahrheit nicht »das Deutsche« im Sinne eines feststehenden, klar umrissenen, beschreibbaren Systems aus Wörtern und grammatischen Regeln. Was man als deutsche Sprache bezeichnet, ist in Wahrheit ein schwer überschaubares Konglomerat einzelner »Varietäten«, d. h. von historischen Entwicklungsstufen, Dialekten, Sozioklekten, Stilregistern, Fachsprachen, Lerner-sprachen und dergleichen mehr. Deutsch zu können heißt immer, eine Reihe dieser Varietäten mehr oder minder gut zu beherrschen, sei es als Sprecher oder als Hörer oder als beides. All diese Varietäten sind natürlich geschichtlich und strukturell verwandt, daher auch mehr oder minder ähnlich; aber sie unterscheiden sich auch wesentlich in ihren lexikalischen und grammatischen Eigenschaften. Das macht eine umfassende Beschreibung schwer, in mancher Beziehung gar unmöglich, denn bis man damit zu Ende gekommen ist, hat sich »die Sprache« schon wieder verändert. Man kann nun aus normativen Gründen eine solche Varietät herausgreifen und sich auf deren Darstellung beschränken, sie vielleicht überhaupt zu *dem* Deutschen erklären, sagen wir jene Varietät, die man umgangssprachlich als »Hochdeutsch« bezeichnet. Das vereinfacht die Aufgabe, auch wenn das »Hochdeutsche« weder klar abgegrenzt noch in sich einheitlich ist. Zu einer umfassenden Beschreibung des Hochdeutschen würde gehören, dass man die lautlichen, orthographischen, grammatischen und semantischen Eigenschaften all seiner Wörter beschreibt. Hier kommt nun das zweite große Problem. Solche Wörter gibt es Hunderttausende, wahrscheinlich Millionen. Nun ist aber selbst die Bedeutung ganz gängiger und einfacher Wörter extrem schwierig präzise zu fassen. Wer's nicht glaubt, möge einfach einmal versuchen, die Bedeutung so gängiger Wörter wie *lachen* oder *Körper* oder auch die Bedeutung des Wortes *Wort* genau anzugeben. Zum ersteren heißt es beispielsweise im *Duden (Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, 2. Ausgabe 1994)*:

»*lachen*: durch eine Mimik, bei der der Mund in die Breite gezogen wird, die Zähne sichtbar werden u. um die Augen Fältchen entstehen, [zugleich durch eine Abfolge stoßweise hervorgebrachter, unartikulierter Laute] Freude, Erheiterung, Belustigung o. ä. erkennen lassen.«

Ist das wirklich *lachen*? An Körper und Wort möge sich der Leser einstweilen selber versuchen, während ich zur zweiten der beiden eingangs genannten Enttäuschungen komme.

Hegel und das Jetzt

Wer Philosophie studiert, tut es selten, weil er Philosoph werden will, häufiger schon, aber immer noch selten, weil er Philosophieprofessor werden möchte, meistens jedoch, weil es da Fragen gibt, die ihn beschäftigen und für die er sich aus dem Studium der großen Denker und ihrer Ausleger eine Antwort oder doch zumindest gewisse Einsichten erhofft. Und wer, außer dem Leben selbst, könnte da hilfreicher sein als Plato und Thomas von Aquin, als Kant und Hegel, als Heidegger und Wittgenstein? So ist es auch mir gegangen. Da war das Studium der Philosophie aber eine Enttäuschung, eine Enttäuschung ganz eigener Art freilich, denn ich habe nie, weder im Studium noch später, bei den Philosophen eine Antwort gefunden, bei der ich hätte sagen mögen: »Ja, so ist es, diese Frage ist geklärt.« Aber die Lektüre der großen Texte zwingt den, der sich ernsthaft darauf einlässt, in einer Weise über sich und die Welt nachzudenken, in der er sonst wahrscheinlich nicht nachdenken würde. Keinen Gelehrten bewundere ich mehr als Aristoteles, obwohl er, glaube ich, in so vielem unrecht hat. Aber auch zu sehen, wo er unrecht hat, ist eine Bereicherung. Der Fortschritt der Erkenntnis beruht ja oft weniger darauf, dass man erkennt, was wahr ist, sondern dass man erkennt, was falsch ist.

Dazu müssen die Texte der Philosophen, seien sie nun auf Griechisch, auf Latein oder auf Deutsch geschrieben, so klar

sein, dass man im Prinzip erkennen kann, ob das, was da gesagt wird, wahr oder falsch ist. Sonst sollte man eher ein Gedicht oder einen Roman lesen. Nun komme ich zu Hegel. In der *Phänomenologie des Geistes* (Abschnitt A, 1) schreibt er:

»*Was ist das Diese?* Nehmen wir es in der gedoppelten Gestalt seines Seins, als das *Jetzt* und als das *Hier*, so wird die Dialektik, die es an ihm hat, eine so verständliche Form erhalten, als es selbst ist. Auf die Frage: *was ist das Jetzt* antworten wir also zum Beispiel: *das Jetzt ist die Nacht*. Um die Wahrheit dieser sinnlichen Gewißheit zu prüfen, ist ein einfacher Versuch hinreichend. Wir schreiben diese Wahrheit auf; eine Wahrheit kann durch Aufschreiben nicht verlieren; ebenso wenig dadurch, daß wir sie aufbewahren. Sehen wir *jetzt, diesen Mittag*, die aufgeschriebene Wahrheit wieder an, so werden wir sagen müssen, daß sie schal geworden ist.

Das Jetzt, welches Nacht ist, wird *aufbewahrt*, d.h. es wird behandelt als das, für was es ausgegeben wird, als ein *Seiendes*; es erweist sich aber vielmehr als ein Nichtseiendes. Das *Jetzt* selbst erhält sich wohl, aber als ein solches, das nicht Nacht ist; ebenso erhält es sich gegen den Tag, der es jetzt ist, als ein solches, das auch nicht Tag ist, oder als ein *Negatives* überhaupt. Dieses sich erhaltende Jetzt ist daher nicht ein unmittelbares, sondern ein vermitteltes; denn es ist als ein bleibendes und sich erhaltendes *dadurch* bestimmt, daß anderes, nämlich der Tag und die Nacht, nicht ist. Dabei ist es eben noch so einfach als zuvor, *Jetzt*, und in dieser Einfachheit gleichgültig gegen das, was noch bei ihm herspielt; sowenig die Nacht und der Tag sein Sein ist, ebensowohl ist es auch Tag und Nacht; es ist durch dies sein Anderssein gar nicht affiziert. Ein solches Einfaches, das durch Negation ist, weder Dieses noch Jenes, ein *Nichtdieses*, und ebenso gleichgültig, auch Dieses wie Jenes zu sein, nennen wir ein *Allgemeines*; das Allgemeine ist also in der Tat das Wahre der sinnlichen Gewißheit.«

Als ich im sechsten oder siebten Semester diese Zeilen gelesen habe, da habe ich heimlich bei mir gedacht: »Was um Himmels willen mag er da wohl meinen?« Wieso sagt er, dass das Jetzt die Nacht ist? Meint er, dass es manchmal Nacht ist, wenn man die Frage stellt? Es ist aber doch eines zu sagen, jetzt ist es Nacht, und ein anderes zu sagen, dass das Jetzt die Nacht ist. Und meint er ernsthaft, dass eine Behauptung, die zu einer Zeit wahr ist, auch zu jeder anderen Zeit wahr sein müsste – oder was sonst soll es heißen, dass eine Wahrheit nicht verlieren kann, wenn wir sie aufbewahren?

Wenn man einen Text nicht versteht, dann kann das daran liegen, dass man zu dumm ist, dass man zu wenig Hintergrundwissen hat, dass die Gedanken, die da zum Ausdruck gebracht werden sollen, wirr sind oder dass sie zwar nicht wirr sind, aber schlecht ausgedrückt werden.

Der folgende Satz ist für die meisten schwer zu verstehen. Aber er bringt einen glasklaren Gedanken zum Ausdruck, und er bringt ihn glasklar zum Ausdruck:

»Ein kommutativer Ring mit Eins, der nicht der Nullring ist, ist ein Körper, wenn in ihm jedes von Null verschiedene Element ein Inverses bezüglich der Multiplikation besitzt.«

Jeder kann ihn verstehen, sofern er über ein gewisses Hintergrundwissen verfügt (und zum Beispiel weiß, was in der Algebra ein Körper ist) und einigermaßen logisch denken kann.

Woran liegt es, wenn man Hegel nicht so recht versteht? Liegt es an mangelndem Talent fürs Philosophische, an mangelnder Kenntnis der Bedeutung bestimmter Wörter (*Jetzt, Nacht, Aufschreiben, Wahrheit, schal?*), also am Leser, oder liegt es an Hegel, an der Konfusion seiner Gedanken oder endlich an der wirren Art, diese in Worte zu kleiden, also an seiner Sprache?

Schopenhauer und das Ich

Man hat schon oft bemerkt, dass Hegels Art und Weise, seine Sache darzustellen, nicht immer sehr durchsichtig ist. Seinem Ruf als Denker hat dies weder zu Lebzeiten noch später ernsthaft geschadet. Den stärksten Anstoß unter seinen Zeitgenossen hat sicherlich Arthur Schopenhauer genommen, wenn er schreibt:

»Jedoch die größte Frechheit im Auftischen baaren Unsinn, im Zusammenschmieren sinnleerer, rasender Wortgeflechte, wie man sie bis dahin nur in Tollhäusern vernommen hatte, trat endlich im Hegel auf.«

Da meint er nun gleichermaßen den Inhalt wie die Darstellung. Schopenhauer selbst gilt als ein Meister des eleganten und klaren Ausdrucks, selbst dort, wo man ihm inhaltlich widersprechen würde (»Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt«). So beginnt denn sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*, ein Werk, das zwölf Jahre nach der *Phänomenologie des Geistes* erschienen ist und in dessen Anhang sich die obige Bemerkung über Hegel findet, mit einem Satz wie ein Hammerschlag:

»Die Welt ist meine Vorstellung.«

Das ist glasklar: Die Welt ist Arthur Schopenhauers Vorstellung. Da wundert man sich freilich nicht, wenn das Werk, das nach des Verfassers Bekunden nur einen einzigen Gedanken ausdrückt, zunächst wenig Widerhall gefunden hat. Wenn Schopenhauer recht hat, dann würde die Welt ja wohl mit seiner Existenz verschwinden – ein Gedanke, den man, werden sich seine Zeitgenossen gedacht haben, nicht wirklich ernst nehmen kann. Wenn er aber nicht recht hat – und eigentlich glaubt ja niemand so recht, dass die Welt Arthur

Schopenhauers Vorstellung ist oder war –, dann braucht man seinem Werk erst recht keine besondere Beachtung zu zollen. So hat Hegel es denn auch ignoriert.

Hier wird man nun einwenden, dass das Wort *mein* sich zwar normalerweise auf den jeweiligen Sprecher oder Autor bezieht, aber auch anders gedeutet werden kann, nämlich im Sinne eines allgemeinen Bezugs auf eine Person. Mit *meine Vorstellung* ist dann nicht die Vorstellung des Verfassers gemeint, sondern die eines beliebigen Individuums. Wenn ein anderer dieses Buch geschrieben hätte, beispielsweise Hegel, so gälte eben: »Die Welt ist Hegels Vorstellung.« So dass man vielleicht etwas genauer hätte sagen sollen: »Die Welt ist die Vorstellung eines jeden.« Oder vielleicht eher: »Die Welt ist die Vorstellung dessen, der sie sich vorstellt.« Damit ist man aber erst recht in Schwierigkeiten. Es gilt, wenn Schopenhauers Anfangssatz zutrifft, sowohl, dass die Welt Hegels Vorstellung ist, wie, dass die Welt Schopenhauers Vorstellung ist. Das wirkt nun, wenn man ein Weilchen darüber nachdenkt, sofort die Frage auf, ob diese beiden Vorstellungen denn gleich sind. Woher kann man das wissen? Die Welt ist ja, was der jeweilige sich vorstellt. Wenn sich also einer vorstellt, dass Hegels und Schopenhauers Vorstellung gleich sind, dann sind sie wohl gleich. Wenn sich aber ein anderer vorstellt, dass diese beiden Männer verschiedene Vorstellungen haben, dann sind letztere nicht gleich. Die Philosophen haben immer darüber nachgedacht, wie man die Welt erkennen kann. Es kommt aber auch darauf an, zu erklären, wie man sich dabei irren kann. Woher rührt der Widerstand der Welt, wenn man sie sich bald in der einen, bald in der anderen Weise vorstellt? Die Welt ist, wie sie ist, und nicht, wie Hinz und Kunz sie sich vorstellen.

Wenn man diesen Satz, diesen wunderbaren Satz *Die Welt ist meine Vorstellung* so versteht, wie die Regeln der deutschen Sprache es vorsehen, dann landet man in einem Abgrund. Der Satz kann nicht bedeuten, was er bedeutet.

Hier, jetzt, ich

Der jeweilige Leser wird inzwischen vielleicht die Aufgabe, die Bedeutung der Wörter *Körper* und *Wort* zu beschreiben, gelöst haben; das wäre eine bewundernswerte Leistung. Nun zählen zum deutschen Wortschatz nicht nur Substantive und Verben, sondern auch kleine Wörter wie *also*, *zwar*, *schon*, und auf die will ich jetzt kurz eingehen, *hier*, *jetzt* und *ich*. Ihre alltägliche Bedeutung anzugeben sollte eigentlich nicht allzu schwer sein, denn es sind Wörter, die ein jeder ständig verwendet und im Allgemeinen ohne Probleme versteht. In einem gewissen Sinne ist es auch einfach: *Hier* bezeichnet einen Ort, *jetzt* bezeichnet eine Zeitspanne, *ich* bezeichnet eine Person. Aber was nun dieser Ort, diese Zeitspanne, wer diese Person ist, wird von der Wortbedeutung selbst nicht festgelegt, sondern es ergibt sich aus der jeweiligen Sprechsituation. Etwas vereinfacht gesagt, gilt: *Hier* bezeichnet einen Ort, der den Sprecher enthält und dessen Grenzen offen sind; *jetzt* bezeichnet eine Zeitspanne, die die Sprechzeit enthält und deren Grenzen offen sind; *ich* bezeichnet die Person, die spricht. Diese Zuweisung kann unter besonderen Bedingungen komplizierter werden, beispielsweise wenn es keine von Sprecher und Hörer geteilte Sprechsituation gibt, wie in der geschriebenen Sprache; dann gehen Ort des Schreibens und Ort des Lesens, Zeit des Schreibens und Zeit des Lesens auseinander; ebenso gibt es bestimmte Möglichkeiten der Verallgemeinerung. All das ist in der Sprachwissenschaft sehr akkurat beschrieben, und ich will hier nicht weiter darauf eingehen. Entscheidend ist, dass diese Bedeutung dieser Wörter eine *konstante* und eine *variable* Komponente umfasst; letztere wird durch Informationen aus dem Kontext, insbesondere der Sprechsituation, systematisch »aufgefüllt«. Zu beschreiben, wie dies im Einzelnen funktioniert, ist nicht eben trivial, aber es ist auch nicht sonderlich schwer, sicher nicht so schwer, wie die Bedeutung von *Körper* oder *Wort*, *lächeln* oder *grinsen*, *schon* oder *zwar* zu beschreiben.

Jetzt und ich

Jetzt kann man sich im Lichte dieser einfachen Gegebenheiten der normalen deutschen Sprache noch einmal den Text von Hegel anschauen. Da heißt es kryptisch:

»Das *Jetzt* selbst erhält sich wohl, aber als ein solches, das nicht Nacht ist; ebenso erhält es sich gegen den Tag, der es jetzt ist, als ein solches, das auch nicht Tag ist, oder als ein Negatives überhaupt.«

Und es möchte einem scheinen, dass er mit dieser verwickelten Formulierung nur eines sagt, nämlich, dass die Zeitspanne, auf die man sich mit *jetzt* bezieht, manchmal am Tag ist und manchmal in der Nacht: *jetzt ist es dunkel, jetzt ist es hell; jetzt ist es Donnerstag, jetzt ist es Freitag; jetzt ist mir kalt, jetzt ist mir nicht kalt*. So ist es. Das Allgemeine, das sich durchhält, ist »Zeitspanne, die die Sprechzeit enthält«, und das Veränderliche wird durch die jeweilige Sprechzeit (Schreibzeit, Lesezeit) fixiert. Und so möchte man meinen, dass all dies, was so dunkel und geheimnisvoll und tiefsinnig erscheint, nur eine ungeheuerliche Trivialität ausdrückt.

In Schopenhauers Satz geht es nicht um *jetzt*, sondern um *ich*, nicht um die jeweilige Zeit, sondern um den jeweiligen Sprecher, Autor oder Leser: *Die Welt ist meine Vorstellung*. Das kann er so nicht gemeint haben, denn weder in der üblichen spezifischen Lesart (mit *ich* ist der Autor gemeint) noch in der verallgemeinerten (mit *ich* ist der jeweilige Leser gemeint) ist der Satz sonderlich sinnvoll. Wahrscheinlich meint er: *Ein jeder macht sich seine Vorstellung von der Welt*. Und das wiederum, möchte man meinen, ist nicht nur richtig, sondern gleichfalls eine monströse Trivialität. Dann ist der Eröffnungssatz nicht der Hammerschlag, als der er erscheint, sondern er erinnert den Leser an etwas Selbstverständliches.

Eine Aufgabe, die Sprache der Denker betreffend

J'ai dit au long fruit d'or: Mais tu n'es
qu'une poire!
Victor Hugo

Das kann natürlich alles nicht sein, es kann nicht sein, dass unsere bedeutenden Denker der Vergangenheit und Gegenwart uns sprachlich verkleidete Trivialitäten erzählen, von den vielen andern, deren Texte uns Rätsel aufgeben, wollen wir schweigen. Aber es ist nun einmal so, dass sich dieser Gedanke vor vielen, vielen Jahren in mir festgesetzt hat und mich fortwährend verfolgt. Um ihn loszuwerden, ohne sich so einfach dem *argumentum ex auctoritate* zu beugen, müsste man vielleicht einmal etwas versuchen, was in der Mathematik dem Heraus kürzen entspricht. Und wie sich in der Mathematik mancher unerhört komplex scheinende Ausdruck schließlich mit einigem Geschick in die Formel » $2 = 2$ « überführen lässt, so würde sich da mancher komplexe Text am Ende als eine Trivialität erweisen. Aber ich glaube auch, dass aus dem vielen Geschriebenen einiges übrig bliebe, das uns helfen würde, die Welt und das Handeln der Menschen besser zu verstehen.

Vielleicht ist das aber auch ganz falsch gedacht. Weitaus mehr als Hegel und Schopenhauer haben mich in meiner Studentenzeit die logischen Philosophen – Carnap und Wittgenstein, Reichenbach und Russell – fasziniert. Einmal, so erinnere ich mich, habe ich Rudi Malter, nachmals Philosophieprofessor in Mainz, Kant-Experte und langjähriger Präsident der Schopenhauer-Gesellschaft, damals aber ein Freund aus demselben Dorf, aus dem ich auch komme, von diesen so klaren Denkern vorgeschwärmt. Worauf er nur sagte: »Wolfgang, das ist mir alles zu sauber, da kommt nichts heraus.« Vielleicht hat er ja recht, das Wort *steril* heißt gleichermaßen »sauber« und »unfruchtbar«. Aber auch dann bliebe die Aufgabe, das Brauchbare vom Gestrüpp zu trennen, und selbst wenn nur wenig oder nichts Brauchbares übrig bliebe, so wäre man doch durch die Lösung der Aufgabe selbst belehrt.